

Sabine Plonz - Gedanken zu Lk 13,29 (Kreissynode Duisburg, 28.05.2011)

*„Sie werden kommen vom Osten und vom Westen, vom Norden und vom Süden und im Reich Gottes zu Tisch sitzen.“*

Schwestern und Brüder, liebe Synodengemeinde,

interessant ist es ja, mit einem Computerprogramm wie Google -Maps aus dem Weltall einen beliebigen Ort auf der Welt heranzuzoomen und dann beispielsweise in der Nachrichtensendung näheres über die Ereignisse dort zu erfahren. Jedoch: stellt diese Sicht auf die Welt einen realen Kontakt zur Welt her? Nehmen wir so die konkrete Situation wahr, beispielsweise die einer Siedlung ohne Strom und Wasser? Die Satellitentechnologie, die lokale Ereignisse in allen Völkern von ganz oben in den Blick nimmt, könnte im Einsatz der mächtigen Massenmedien auch für die Illusion stehen, den Überblick zu haben - und für die anmaßende Überlegenheit der westlichen Welt. Frei nach dem Motto: „Wir werden kommen und alle Völker in unsere Weltsicht integrieren“.

Dagegen nehmen sich die Kommunikationsmöglichkeiten der Bibel bescheiden aus. Sie entwickelt die Sicht auf die Welt zwangsläufig aus der Froschperspektive, aus dem Staub der Straßen und Plätze, auf denen die meisten ihrer Menschen zuhause waren. Das Jesus-Wort dieses Morgens entsteht an so einem Platz und nimmt die Welt von dort in den Blick:

*„Sie werden kommen vom Osten und vom Westen, vom Norden und vom Süden und zu Tisch sitzen im Reich Gottes“.*

Es ist eine alte Tradition in Israel, an die Jesus hier anknüpft. Auch diese prophetische Vision könnte man als illusionär oder überzogen anspruchsvoll einstufen, wenn man die damaligen Macht- und Größenverhältnisse ansieht. Ein winziger Nebenschauplatz der Weltgeschichte stellt sich ins Zentrum und erwartet all diese Völker. Sie soll die Gemeinde ermutigen und stärken, aber auch vor Arroganz und Selbstgenügsamkeit warnen.

Beides ist für uns als christliche Kirche im 21. Jahrhundert wichtig: Der Blick nach vorn und der Mut zur Hoffnung für die ganze Völkerwelt, aber auch der Blick auf die Wirklichkeit, hier an diesem Ort und in diesem Moment, verbunden mit der Frage: Halten wir als christliche Gemeinschaft wirklich in Gedanken und Taten an dieser Verheißung fest? Ist sie uns lieb und hilfreich, oder blenden wir sie aus, stört sie womöglich im täglichen Kleinklein?

Bevor wir uns als Synode diesen Fragen für unsere Duisburger Verhältnisse stellen, sollten wir uns erinnern, was das Evangelium mit den Stichworten „Reich Gottes“, „Völkerwelt“ und

„Tischgemeinschaft“ sagt. Dafür müssen wir uns die gesellschaftliche und historische Lage vor Augen führen, in denen diese Hoffnungsworte den biblischen Glauben formten.

Das römische Weltreich hat die Völkerwelt in Bewegung gebracht.

Das Gottesvolk, Israel, lebt verstreut in die ganze Welt, in Gemeinden rund ums Mittelmeer und natürlich auch in der von Rom unterworfenen Provinz Palästina. Kulturelle Vielfalt kennzeichnet das Volk, das sich auf den Gott der Bibel beruft.

Aus politischen und wirtschaftlichen Gründen sind viele Menschen auf dem Land entwurzelt; in den Provinzen Judäa und Galiläa leben Leute auf der Wanderschaft, als soziale Randsiedler, als politische Gegner der Herrschenden. Die Jesusleute gehören zu diesen Umherziehenden.

Eroberungskriege, Besatzungsregime, Fernhandel, Sklaven-Wirtschaft, Kultur- und Infrastruktur führten dazu, dass viele Menschen ständig unterwegs waren und sich multikulturelle Stadtgesellschaften bildeten. Dort gründeten umherwandernde Prediger wie Paulus, Junia und Phöbe neue Gemeinden, die sich auf Jesus beriefen.

Die überwiegende Mehrheit der Menschen hatte im römischen Imperium unter Not, Gewalt, Unterdrückung zu leiden. *So* war das „Reich dieser Welt“. Zusammen mit seinen Satellitenregimes in den Provinzen war es für viele Menschen ein einziger Alptraum.

Jesus und die Seinen stellten diesem Alptraum etwas entgegen. Sie hielten fest an der biblischen Vision des Reiches Gottes, dem *Traum* der Gerechtigkeit des jüdischen Volkes. *Allein* der Gott Israels sollte als König über die Völker herrschen, der Gott, der die Vorfahren aus der Sklaverei führte und ihnen den Weg zu einer gerechten Gesellschaft gezeigt hatte. Das „Reich Gottes“ oder wie Paulus sagt: die „Bürgerschaft im Himmel“ steht für eine Welt, in der alle Menschen leben können und die Gewalt ein Ende hat.

Mit dem „Reich Gottes“ bringt die Bibel also eine gesellschaftliche Alternative ins Spiel. Dort nehmen die politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Mechanismen ein Ende, unter denen die Menschen leiden. Ein Traum - aber kein Wolkenkuckucksheim. Im Gegenteil. Die Bibel wächst ja über einen langen Zeitraum. Generationen sprechen und streiten sogar über die wichtigsten Inhalte dieser alternativen Welt. Zwei Ideen tauchen dabei häufig auf: die Tischgemeinschaft, bei der es genug zu essen für alle gibt und das Überspringen der Hoffnung auf die anderen Völker.

Das Lukasevangelium skizziert die Tischgemeinschaft der Jesusjünger angesichts krasser sozialer Gegensätze. Die Geschichte vom armen Lazarus, der von den Abfällen der Reichen

lebt, macht das deutlich. Sie steht bis heute als Mahnmal jeder friedlich-freundlichen Abendmahlsgemeinschaft gegenüber.

Das Lukas-Evangelium engt die Mahlgemeinschaft nicht ein auf die kleine Gruppe der Gläubigen. Es nimmt die Völkerwelt mit hinein. Auch das angesichts der Erfahrung schlimmer Gewalt (des jüdisch-römischen Krieges). Liest man unseren Vers im 13. Kapitel des Evangeliums, scheint die Gemeinde überwältigt zu sein von Gewalt, Konflikt, Depression. Inmitten ihrer Bedrängnisse bekommt die Verheißung, dass *alle* Völker am Reich Gottes Anteil nehmen werden, einen fast doppeldeutigen Klang: einerseits weit und großzügig und andererseits scheint sie einige Gemeindeglieder beunruhigt zu haben („Ich kenne euch nicht...“, 13, 26; „Geht ein durch die enge Pforte...“, 13,24). Sollen etwa auch die Anderen da draußen zu uns gehören...?

Schon die frühe Kirche war also hin und hergerissen zwischen Glauben und Zweifeln. Zwischen großen Visionen und dem Einrichten in der kleinen homogenen Gemeinschaft. Zwischen der Verheißung des Gottes Abrahams, Saras und Hagers und der Konzentration auf den Erhalt ihrer Gemeinden.

Dennoch haben die christlichen Kirchen in ihrer weltweiten Vielfalt in aller Unvollkommenheit festgehalten an der Vision von Tischgemeinschaft und dem Miteinander der Völker.

Jetzt ist es an uns, zu klären, was bedeutet das hier und heute in dieser Stadt? Fassen wir die Wirklichkeit ins Auge, ohne unsere Träume zu verraten oder gehen wir in die Knie vor den Alpträumen? Haben wir Mut und Kraft, an der Verheißung einer Welt für Alle festzuhalten? Und wie würden wir diesen Traum konkret beschreiben?

Eine Anregung dazu gab mir vor wenigen Tagen das interreligiöse Gespräch hier in der Stadt, genauer eine jüdisch, christlich und muslimisch zusammengesetzte Runde. Wir stellten uns als ein Ziel des Dialogs vor, dass *jedes* Mitglied unserer Religionsgemeinschaften von *jedem* Duisburger Stadtteil sagen würde: Das ist ja *mein* Stadtteil – und da ist ja auch *meine* Synagoge, *meine* Kirche, *meine* Moschee. Wir stellten uns vor, dass wir *die Anderen* wahrnehmen, aufeinander achten und im Bedarfsfall füreinander eintreten. Jeder würde also sehen, was den Anderen zum guten Leben fehlt.

Nicht zufällig fängt interkulturelle Öffnung immer wieder mit der Einladung zum Essen, mit Frauenfrühstücksgruppen oder Gemeindefesten an. Die Tischgemeinschaft aus allen Völkern ist eines der stärksten Symbole für den biblischen Glauben. Sie ist Protest gegen Hunger und Not; sie ist Ausdruck all unserer Kulturen, Kreativität und Liebesfähigkeit.